

Judith Herzberg

Dinge

Aus dem Niederländischen von Ulrike Schwabe

UND OB ES HIER GESCHNEIT HAT

Erster Schnee. Ja, der erste Schnee,
doch wer hat Augen für den letzten,
den letzten Schneemann, das Schmelzen
seiner Füße, wer sieht es?

So geht es auch mit Schmerz.
Man fühlt den unbarmherzigen
Beginn, doch das Verschwinden
schließt man aus dem Verschwundensein.

Was Christoph Meckel der Poesie von Judith Herzberg attestierte –„In ihr ist alles da und fest verschmolzen: Spiel, Ironie und Schmerz, Zartheit und Härte, Unerbittlichkeit, Kritik und Charme, Sehnsucht, Verzweiflung und Protest, Skepsis, Naivität und genaues Denken, gewöhnliche Erfahrung und reine Vision und schließlich, was man „Das Politische“ nennt“ –, wird in dem zweisprachigen Auswahlband mit neueren Gedichten der Autorin so eindrücklich wie überzeugend bestätigt.

Judith Herzberg wurde 1934 in Amsterdam geboren. Während der deutschen Okkupation lebte sie in Verstecken bei verschiedenen Familien, ihre Eltern überlebten die Deportation nach Bergen-Belsen. Seit 1963 hat sie zehn Gedichtbände veröffentlicht, Theaterstücke (u.a. *Leas Hochzeit*, *Heftgarn*, *Und/Oder* und *Tohuwabohu*) und Drehbücher für Film und Fernsehen verfasst und Werke von Ernst Jandl, Strindberg, Euripides u.a. übersetzt.

Judith Herzberg gilt heute als eine der herausragendsten Dichterpersönlichkeiten der Niederlande, ihr Werk wurde vielfach ausgezeichnet, ihre Bücher erschienen sämtlich in mehreren Auflagen. Auf Deutsch liegen vor: *Zwischen Eiszeiten* (Straelener Manuskripte, 1984), *Tagesreste* (Agora Verlag, 1986), *Knistern* (Friedenauer Presse, 1993) und *Dinge* (Edition Korrespondenzen, 2001).

Judith Herzberg, *Dinge*. Gedichte
Deutsche Erstausgabe
Niederländisch/Deutsch, übersetzt von Ulrike Schwabe
48 Seiten, broschiert, Fadenheftung
Einmalige, limitierte Auflage von 700 Exemplaren
ISBN 3-902113-04-9 € 10,- / sfr 17,80

Pressespiegel

Das Gedicht der Woche

Zeilen geschrieben im örtlichen Frieden

1

Wer von uns sich noch aufrichten wollte, konnte
Angstgepanzert, untendurch, aber nicht ganz.

Krieg – wie selten sind wir Helden ohne.

Beschütze die schläfrigen Regentage,
den Boden, dem's auf Bewunderung nie ankam.

Helden – wie selten gibt es Kriege ohne.

Nicht etwas, das genommen wird als Wunder,
sondern sicher wie der Kompass einer Schwalbe.

Frieden – wie selten sind wir Helden ohne.

„Liebste, verstau mein Werkzeug auf dem Speicher,
du kannst es später noch jemandem geben.“

Helden – wie selten gibt es Frieden ohne.

„Es gibt einen Versuch und der heißt: Mensch“. Das sagte Dürrenmatt. Und dieser Mensch erliegt immer aufs Neue dem Versuch, Kriege auszurufen. Und zwischendurch versucht er den Frieden. Und – und das ist das Schrecklichste im Krieg und im Frieden – versucht er sich als Held. Als Held im Namen eines Volkes, einer Nation, einer Ideologie, einer Religion, einer Vergeltung. Dann gibt es keinen Zweifel mehr, dann müssen Schuldige gefunden werden. Und diese Schuldigen sind immer die anderen. Jene, die der Held erst austilgen muss, um sein Ideal, sein Himmelreich auf Erden einrichten zu können. Dieses Himmelreich, das stets zur Hölle gerät.

Krieg und Frieden, zwei unvereinbare Gegensätze, die sich so nahe sind. So nahe wie Blumen und Bomben – und nahe wie Gedichte und Sprachlosigkeit. Manchmal ist es gut, wenn die Worte ausbleiben, wenn die Sprache Reißaus nimmt und nicht mehr hinreicht bis zum Entsetzen, und mancher und manche dann besser verstummen. Weil dann die Stunde der Phrasen geschlagen hat, hilflos und austauschbar.

Gedichte können helfen, können das, was wir sehen, hören und wissen – zu glauben wissen – ergänzen. Sie können das, was wir nicht sehen und nicht hören und nicht wissen, in uns berühren, anschubsen, aufwecken. Das ist das Terrain der Gedichte. Auch – oder besser – gerade der Gedichte, die ganz ohne Metaphern auskommen, in denen kein einziges Wort „übersetzt“ zu werden braucht und deshalb erst einmal so prosaisch scheinen. Aber eine „verwundete“ Sprache kann keine Schreibweise

der Wohllaute sein.

In diesem Sinne, so forderte Celan, gilt für Lyriker, dass er (oder sie) angesichts von Schrecklichem „wirklichkeitswund zur Sprache gehe“. Judith Herzberg ist und schreibt „wirklichkeitswund“. Ihre *Zeilen, geschrieben in örtlichem Frieden* sind eine rhythmische Abfolge: zwei, eins, zwei, eins ... Und sie sind ein Periodensystem, das einem Naturgesetz gleicht: Krieg, Helden, Frieden, Helden, Krieg, Helden ... Oder einem Räderwerk, dem nicht beizukommen, das nicht auszuschalten ist. Und wenn es zu stottern beginnt, dann liegt das „Werkzeug auf dem Speicher“ bereit, es wieder in Schwung zu bringen. Der Versuch „Mensch“: Die Stimme Dürrenmatts fehlt heute. Seine Stimme und diejenige anderer anderer, großer, ideologiefreier Geister. Vielleicht sind sie nicht mehr zu hören im Lärm der Welt. Aber ihre Werke sind da. Und Gedichte sind da, „wirklichkeitswund“, zeugenhaft, zeitzeugnishaft.

Silvia Hess, Aargauer Zeitung, September 2001

Die zwei Seiten des Teppichs

Judith Herzberg liest nonchalant, fast beiläufig, als würde sie ihre Gedichte selbst nicht ernst nehmen. Als würde das alles nichts bedeuten. Dabei gilt die 68-Jährige aus Amsterdam, die im Literarischen Salon Hannover aus ihrem neuen Gedichtband „Dinge“ gelesen hat, als eine der wichtigsten Gegenwartslyrikerinnen in Holland. Herzbergs Sprache ist klar, scheinbar einfach. Sie beschreibt in ihren Gedichten Alltagsbegebenheiten, deren eigentliche Dimension oft erst beim zweiten Lesen deutlich wird.

„Koketterie“ werde ihr daher immer wieder vorgeworfen, sagt sie. Als sei ihre einfache Sprache ein Tarnmantel der die eigentlichen Themen verberge. Auch bei der Lesung im Salon scheint sie von ihren Gedichten ablenken zu wollen. Immer wieder stolpert sie vor den 70 Zuhörern über sprachliche Unterschiede zwischen ihren holländischen Originalversen und den deutschen Übersetzungen. Unterschiede wie Breughel. „Bröchel“, heißt das eigentlich. Dabei fühlt sie sich an einen Witz über zwei Amerikaner erinnert. Der eine versucht, den deutschen Dichter „Goetzie“ zu zitieren. Der andere sagt: „Ach, du meinst Sciller.“

„Wenn ich meine Gedichte auf Deutsch lese, sind sie mir seltsam fremd. Mir fehlen die Wortzusammenhänge“, sagt sie. Das sei so wie mit einem persischen Teppich. „Die Rückseite hat ein anderes Muster als die Vorderseite. Und trotzdem ist es der gleiche Teppich.“

Stephan von Kolson, HAZ, November, 2002

Wenn alles schon genau beschrieben ist, langweilt sich Judith Herzberg. Deshalb hat sie sich für die Lyrik entschieden. (...) Der Leser soll mitarbeiten. (...) Aber man darf auch nicht zuviel in ihre Gedichte hineindeuten. „Ein Vogel ist eben ein Vogel und muss nicht unbedingt für Seele stehen.“ (...) Ein Gedicht von Judith Herzberg geht mitten ins Herz.

Ina Bösecke, Göttinger Tageblatt